



Der Kampf gegen die Genitalverstümmelung

Von Kurt Bangert

Wenn in Kenia die Schulferien beginnen, lassen zahlreiche Dörfer die Beschneiderin kommen. Mit einer Rasierklinge oder einem einfachen Messer entfernt sie den Mädchen in einer äußerst schmerzhaften Prozedur ohne Narkose die Klitoris und die kleinen Schamlippen; bei manchen Mädchen wird anschließend die Scheidenöffnung bis auf ein kleines Loch zugenäht, um sicherzustellen, dass sie bis zur Hochzeitsnacht Jungfrau bleiben.

Mit dem Versprechen, den Mädchen in Verbindung mit der Beschneidung ein großes Fest mit Geschenken zu bereiten, versuchen die Eltern, ihre Töchter von dem Schmerz abzulenken. Das gelingt aber nicht immer. Für die zehnjährige Dina aus dem Stamm der Marakwet endete das Ritual mit einem Alptraum. Sie musste wegen schwerer Blutungen ins Krankenhaus gebracht werden, konnte tagelang nicht gehen und war völlig apathisch. Viele Mädchen ziehen sich bei der Operation gefährliche Infektionen zu, und manche sterben daran. Andere leiden später unter chronischen Entzündungen, Schmerzen und vermindertem Lustempfinden beim Geschlechtsverkehr sowie lebensgefährlichen Komplikationen bei Geburten.

Körperliche Folgen sind aber nur ein Teil des Problems. „Nach der Beschneidung ist das Mädchen ein anderer Mensch“, berichtet die in Deutschland lebende Somalierin Fadum Korn. Fassungslos erlebt es, was geliebte Menschen ihm antun. „Eine Traurigkeit schleicht sich ins Leben.“ Viele leiden noch lange an den psychischen Verletzungen.

Entsetzen und Zorn empfand auch die kenianische Medizinerin und Psychologin Muthoni Mathai, als einmal ein völlig verstörtes und verängstigtes Mädchen zu ihr in die Sprechstunde gebracht wurde. Das Mädchen litt nicht nur unter großen Schmerzen, sondern war offensichtlich traumatisiert. Es wollte nicht sprechen und ließ die eigene Mutter nicht einmal in seine Nähe kommen. Im Dorf des Mädchens waren für die ältere Schwester und andere Mädchen Vorbereitungen für die Beschneidung getroffen worden. In der allgemeinen „Festfreude“ hatte die Mutter das Kind spontan in die Mädchengruppe eingereiht und so völlig unerwartet dem Messer der Beschneiderin ausgeliefert. Mit einem Rasiermesser entfernte man ihr die äußeren Geschlechtsteile. Äußerlich erholte sich das Kind von dem Eingriff, denn die Wunden heilten gut. Innerlich aber blieb es – wie viele beschnittene Mädchen – lange krank und verwundet, denn es war von der Person verraten worden, der es am meisten vertraut hatte.

Viele auf dem Land praktizierende Ärzte und Krankenschwestern in Kenia können Ähnliches berichten. In 49 von 62 Distrikten werden Mädchen auch heute noch Opfer der Genitalverstümmelung. Einer Umfrage des kenianischen



Gesundheitsministeriums zufolge waren 1998 38 Prozent der Frauen beschnitten. Am stärksten ist die Beschneidung bei den Massai und den Kalendschin (zu denen auch die Marakwet gehören) verbreitet. Am häufigsten kommt die Mädchenbeschneidung in Ägypten, Äthiopien, Dschibuti, Eritrea, Guinea, Mali, Sierra Leone, Somalia und Sudan vor, wo 80 bis 98 Prozent der Frauen beschnitten sind. Im Namen der Tradition werden jeden Tag (!) rund 6.000 Mädchen und Frauen auf dem afrikanischen Kontinent an ihren Genitalien verstümmelt. Von den 120 Millionen geschätzten beschnittenen Frauen und Mädchen weltweit lebt der größte Teil in Afrika.

Beschnittene Frauen gibt es aber auch in Teilen Asiens – vor allem in islamischen Ländern wie Indonesien und Malaysia – und durch Einwanderung auch in Deutschland, wo nach Auskunft der Menschenrechtsorganisation *Terres des Femmes* etwa 21.000 beschnittene Frauen leben, zu denen noch rund 5.500 Mädchen hinzukommen, die entweder bereits genitalverstümmelt sind oder in der Gefahr stehen, zur Beschneidung kurzfristig ins Heimatland gebracht zu werden. Diese Mädchen und Frauen tragen körperliche und seelische Wunden davon, die sie ein Leben lang begleiten.

Leider durchschauen viele Frauen den Zusammenhang zwischen ihren gesundheitlichen und psychischen Problemen und der Beschneidung nicht. Und wenn sie es doch tun, haben sie als Einzelne kaum die Kraft, sich gegen den enormen Druck ihrer Gesellschaft und ihrer Tradition zu wehren, um die Beschneidung ihrer Kinder zu verhindern. Oft ist die Beschneidung eines der wichtigsten gesellschaftlichen Ereignisse im Leben eines Mädchens, denn dadurch wird es überhaupt erst zur Frau; und solange sie nur auf diese Weise soziale Anerkennung gewinnen, unterwerfen sich die meisten dem Ritus freiwillig. Ein Mädchen, das nicht beschnitten ist, gilt als unrein, sexuell ausschweifend und für die Ehe ungeeignet. Bei den Marakwet und anderen Volksgruppen glaubt man auch, dass Kinder unbeschnittener Frauen bei der Geburt sterben müssen oder sich abnormal entwickeln. Die Beschneidung soll oft auch die Jungfräulichkeit der Mädchen und die Treue der Ehefrauen absichern.

Es sind Männer und Frauen gleichermaßen, die die Beschneidung tradieren. Viele Männer würden „nie im Leben“ eine unbeschnittene Frau heiraten, weil sie „keine richtige Frau ist“. Und gerade deshalb befürworten auch die Frauen und die Mädchen diesen Eingriff. Die meisten wollen ihn einfach hinter sich bringen, um kein Schandfleck zu sein und ihre gesellschaftliche Anerkennung zu bekommen.

Je nach Land variiert der Eingriff von der Beschneidung der Klitoris (Clitoridectomie oder „Sunna“) über die Entfernung der Klitoris und der inneren Schamlippen (Exzision) bis hin zur zusätzlichen Entfernung der äußeren Schamlippen (Infibulation). Letztere wird auch die „pharaonische Beschneidung“ genannt. Sie kommt allerdings fast nur in Somalia, im Sudan und in Dschibuti vor. Bei der Infibulation wird die Vagina anschließend mit Darmsaiten oder Pferdehaar zugenäht oder mit Akaziendornen zusammengeheftet. Dabei wird nur eine kleine Öffnung für den Urin und das Menstruationsblut gelassen. Viele Frauen haben beim



Wasserlassen große Schmerzen. Vorgenommen wird der Eingriff mit Messern, Glasscherben, Rasierklingen oder scharfen Steinen. In der Regel wird der Eingriff kurz vor Beginn der Pubertät, also mit zehn bis zwölf Jahren, durchgeführt, doch manche Mutter bringt ihre Tochter schon mit fünf Jahren zur Beschneiderin.

Oft werden auch Defibulation und Reinfibulation zu den Formen der genitalen Verstümmelung gezählt. Die Defibulation bezeichnet die notwendige Auftrennung der verwachsenen Genitalien zur Ermöglichung von Geschlechtsverkehr und Geburt, die Reinfibulation ist das erneute Vernähen des losen Gewebes nach einer Geburt. Der Eingriff ist, da er bei vollem Bewusstsein erfolgt, meist mit großen Schmerzen und oft auch mit Gewaltanwendung verbunden, da manche Mädchen sich wehren. Einige überleben den Akt der Verstümmelung nicht. Sie sterben an den unmittelbaren Folgen wie schweren Blutungen, Infektionen oder Schock.

Oft entsteht ein lebenslanges körperliches und psychisches Trauma. Die Überlebenden leiden unter chronischen Entzündungen, schmerzhafter Menstruation, Blutungen beim Geschlechtsverkehr und Komplikationen bei der Geburt ihrer Kinder. Viele Kinder werden tot geboren oder kommen behindert zur Welt, weil das Narbengewebe beschnittener Frauen komplikationsfreie Geburten erschwert. Auch die hohe Müttersterblichkeit bei Schwangerschaften ist teilweise darauf zurückzuführen. Viele überlebende Frauen leiden im Stillen, weil über diese Themen nicht gesprochen wird.

Besonders weit reichende Konsequenzen hat die häufige Verknüpfung der Genitalverstümmelung mit der Frühverheiratung. Zumindest arme Familien nehmen die erfolgte Beschneidung gern zum Anlass, die Tochter schon zu Beginn der Pubertät oder sogar vorher zu verheiraten (wobei der Brautpreis ein zusätzlicher Anreiz ist). In Äthiopien zum Beispiel, wo über 90 Prozent aller Mädchen schon im Kleinkindalter beschnitten werden, ist eine Heirat mit elf oder zwölf Jahren keine Seltenheit. Sobald sie vereinbart ist, brechen die meisten Mädchen ihre Schulausbildung ab. Ihre Lebensträume sind damit zunichte gemacht, ihre Alternativen zur Hausarbeit sehr eingeschränkt – auch zum Nachteil ihres Umfeldes.

Globale Bemühungen zur Abschaffung der Beschneidung

Die Weltgesundheitsorganisation erklärte die Genitalverstümmelung 1979 zu einer „schädlichen traditionellen Praxis“ und verurteilt sie infolgedessen auch für den Fall, dass sie von geschultem medizinischen Personal und unter hygienischen Umständen durchgeführt wird. Die Vereinten Nationen sind noch einen Schritt weiter gegangen. In ihrer „Deklaration zur Gewalt gegen Frauen“ verurteilten sie die Verstümmelung der weiblichen Geschlechtsorgane als eine Menschenrechtsverletzung. Entscheidend war dabei die Feststellung, dass es nicht nur um die Gesundheit und das Recht auf körperliche Unversehrtheit geht, sondern auch um die grundsätzliche Ächtung von Gewalt gegen Frauen. Dieser Ansicht haben sich viele Organisationen angeschlossen. Seither haben afrikanische Frauenverbände und Menschenrechtsorganisationen



internationalen Rückhalt, wenn sie auf Maßnahmen zur Überwindung dieser Tradition drängen.

Einige afrikanische Regierungen sind beispielhaft vorangegangen und haben die Genitalverstümmelung schon vor Jahren verboten. Beispielsweise ist die Beschneidung in der Zentralafrikanischen Republik schon seit über 30 Jahren per Gesetz untersagt. Zuwiderhandlungen können mit Geldbußen oder Haftstrafen von bis zu zwei Jahren geahndet werden. Die internationale Diskussion hat wesentlich dazu beigetragen, dass immer mehr Länder diesem Beispiel folgen. Derartige Gesetzgebungen sind wichtig, da sie eine offizielle Ablehnung der Praxis formulieren und den Behörden Möglichkeiten zur Sanktionierung an die Hand geben. Verbote haben jedoch nur selten direkte Konsequenzen, wenn sie nicht überwacht und geahndet werden. Sinnvoll sind Gesetze vor allem dann, wenn sie mit Sensibilisierungs- und Informationskampagnen einhergehen.

Langsam beginnen die in vielen Ländern durchgeführten Kampagnen zur Beachtung der Mädchenrechte Früchte zu tragen. Sowohl die Genitalverstümmelung als auch die Frühverheiratung sind in Afrika keineswegs mehr unumstritten oder tabuisiert. Selbst in streng islamischen Ländern hat eine öffentliche Diskussion um die weit verbreiteten Praktiken begonnen, die nach Einschätzung von Fachleuten bereits dazu führte, dass in den letzten Jahren weniger Mädchen beschnitten und als Jugendliche verheiratet wurden. Trotzdem bleibt noch viel zu tun.

Nationale Lobbygruppen und Menschenrechtsvereinigungen unterstützen die Aufklärungskampagnen auf dem afrikanischen Kontinent, vor allem im ländlichen Raum. Die bedeutendste unter ihnen ist das *Inter-African Committee* (IAC), das gegen die Genitalverstümmelung durch Veranstaltungen, Regionalkonferenzen, Forschung und die Ausbildung von Informationsträgerinnen kämpft. Allen voran sind dies traditionelle Hebammen. Elisabeth Alabi, IAC-Programmliniererin: „Wenn eine traditionelle Hebamme von den Gefahren durch schädliche Bräuche wie Genitalverstümmelung überzeugt ist, ist die halbe Arbeit schon getan.“ Mütter hören auf diese Geburtshelferinnen und respektieren ihr Wort.

Was Hilfsorganisationen tun

Viele Hilfsorganisationen, die in den betroffenen Ländern Projekte durchführen, haben durch ihre direkten Kontakte zur Landbevölkerung und zu den betroffenen Familien gute Chancen, Probleme hinsichtlich der Mädchenbeschneidung anzusprechen und die notwendige Überzeugungsarbeit zu leisten. Dennoch müssen vielerorts auch erst einmal die eigenen afrikanischen Mitarbeiter der Hilfsorganisationen für das Problem sensibilisiert werden, um das sonst tabuisierte Thema offen beim Namen zu nennen.

Alma Adzraku, Frauenbeauftragte von World Vision in Ghana, hat entsprechende Schulungen unter eigenen Mitarbeitern und in der Öffentlichkeit durchgeführt. Nach ihrer Erfahrung wird man der komplexen Problematik am besten dadurch gerecht, dass man auf mehreren Ebenen gleichzeitig ansetzt, um:



- die Religionsführer für die Kampagne zu gewinnen;
- mit Frauen und Männern über die schädlichen Auswirkungen zu diskutieren und dabei besonders auf die Meinungsführer zu achten;
- für Lehrer, Schüler und andere Jugendliche regelmäßig Kurse zu Gesundheitsthemen mit Bezug zur Sexualität zu organisieren,
- für die Bildung von Mädchen zu werben und Hindernisse für den Schulbesuch auszuräumen;
- den Frauen durch Gewerbeförderung zu größerem Einfluss und größerem Selbstvertrauen zu verhelfen.

Initiation ohne den „Schnitt“

Ein von einer deutschen Hilfsorganisation gefördertes Projekt bietet den Mädchen des Marakwet-Stammes einen alternativen Ritus an, mit dessen Hilfe die Mädchen dennoch ihr Initiationsfest feiern können. Dabei werden sie – wie es die Tradition verlangt – in die Rolle der Frau eingeführt und so in die Welt der Erwachsenen aufgenommen. Dieser Alternativritus kommt ohne den schmerzhaften „Schnitt“ aus und ist damit ein Beispiel dafür, wie Traditionen respektiert und gleichwohl Menschenrechte beachtet werden können.

Die erste dieser Alternativzeremonien wurde 1996 unter der Überschrift „Beschneidung durch Worte“ im Meru-Distrikt abgehalten. Eine zentrale Rolle spielte dabei der Unterricht für die Mädchen, der einerseits traditionelle Inhalte, andererseits aber auch Themen aus der modernen Sexualaufklärung einschließlich HIV/AIDS vermittelte. Hinzu kamen Gespräche über die Rolle der Frau und über den Selbstwert der Mädchen.

Iris Manner von World Vision Deutschland, die sich seit Jahren um das Problem der Mädchenbeschneidung kümmert und verdient gemacht hat, konnte schon mehrfach einem Alternativritual der Marakwet beiwohnen. Sie berichtet:

„Es sind etwa 70 Mädchen, die sich im Projektzentrum einfinden. Sie sind zwischen 8 und 21 Jahre alt. Die älteste von ihnen hatte sich schon vor langer Zeit gegen die Beschneidung entschieden, wollte aber endlich auch als vollwertige Frau anerkannt werden. Für den Unterricht wurde neben einigen angesehenen Frauen und Lehrern eine ausgebildete Seelsorgerin herangezogen, weil manche Mädchen noch immer große Angst vor einer Zwangsbeschneidung haben. Alle Mädchen bekommen auch eine persönliche Patin. Nach einer Woche Unterricht kommen die Familien zur Abschlusszeremonie zusammen, dem coming of age-day, an dem die Mädchen offiziell zu heiratsfähigen Frauen ernannt werden. Es folgen Reden, aber auch Lieder und Sketche der ‚Absolventinnen‘, in denen sie darstellen, was sich für die Mädchen bei den Marakwet ändern sollte: mehr Bildung und Ausbildung, keine Genitalverstümmelung usw. Offenbar treffen die Sketche den richtigen Ton, denn es wird viel Beifall gespendet. Zum Schluss gibt es wie bei unseren Kommunion- und Konfirmandenfeiern leuchtende Augen bei der Übergabe von Geschenken.“



Die zwölfjährige Monica Jesir, die an diesem Ritual teilnahm, ist ein gutes Beispiel dafür, welche Gründe in den Familien für die neue Form des Rituals sprechen: Ihr Onkel hatte von dem Alternativritual erfahren und sie ermutigt, daran teilzunehmen. Entscheidend war für die Familie allerdings das Votum der traditionsbewussten Großmutter. Diese ließ sich überzeugen, als sie hörte, dass mit dem Zeremoniell auch für die Ausbildung der Mädchen geworben werden sollte.

Bei vielen ethnischen Gruppen sind die kulturellen Gründe für die Beschneidung tief verwurzelt. Oft steht die Wahrung der Tradition einer rationalen Auseinandersetzung mit schädlichen Bräuchen im Weg. Es ist viel Sensibilität erforderlich, um in Afrika Traditionen aufzubrechen und zu verändern. Wichtig ist dabei, das Gute zu bewahren und das Gefährliche, wie den „Schnitt“, durch sinnvolle Alternativen zu ersetzen. Entscheidend sind Gespräche mit den Familien, damit Entscheidungen für eine Veränderung möglichst gemeinsam getroffen werden. Ferner gilt es, Meinungsführer der Gesellschaft für die neuen Rituale und Praktiken zu gewinnen. Im Marakwet-Distrikt in Kenia haben im Dezember 2000 zwei Beschneiderinnen öffentlich ihre Werkzeuge aus der Hand gegeben und erklärt, dass sie die Kampagne gegen die Beschneidung bzw. die Einführung eines Alternativrituals unterstützen wollen.

Ein anderes bemerkenswertes Beispiel für eine Vorreiterrolle ist Stanley Lenunsunya, der „Häuptling“ des Dorfes Isangha in Tansania, der bereits seit vielen Jahren Aufklärung über Genitalverstümmelung betreibt. Er sagt den Angehörigen seines Gogo-Stammes öffentlich, dass er gegen die Beschneidung von Mädchen ist. „Ich achte unsere Tradition, aber in diesem Fall muss ich andere Wege gehen, denn ich kenne jetzt die negativen Konsequenzen des Rituals“, sagt er, wenn man ihm vorwirft, das Erbe der Ahnen zu verraten. Obwohl er anfangs sogar Todesdrohungen von seinen Nachbarn erhielt, als er sich für die Abschaffung aussprach, will er hart bleiben: „Meine beiden jüngsten Töchter werden auf keinen Fall verstümmelt.“

(Stand: 2006)